

SOBIA III EKRELSIS DEO

Weihnachts-Beilage

Fröhliche Weihnachten!



Weihnachten.

Von Peter Prior.

Baldwin Wiesinger sah an seinem Schreibtisch und rechnete auf einem Stück Papier nach, daß es heute der zwanzigste Weihnachtstag war, den er entweder allein oder bei fremden Leuten verbrachte. Einmal war er bei seinem Direktor eingeladen gewesen, dann bei Verwandten und guten Freunden. Aber das war alles nichts Nichtiges gewesen, stets eine gepreßte Stühle, ein Herumdrehen auf Sofas und gepöhlten Stühlen, eine Höflichkeit beim Essen. Auch eine Braut hatte der Herr Wiesinger, es war schon lange her, gehabt, bei der er einmal Weihnachten feiern. Fräulein Marie hatte aber einen anderen geheiratet und ging oft mit drei Kindern, ein Waldun vorbei, in den Park spazieren. Sonst war Waldun Wiesinger am Heiligabend durch die Straßen der Stadt gestrichen, hatte sich ein kleines Abendbrot bestellt und war dann ins Bett gegangen. — Von der Straße her hörte Herr Wiesinger das Geräusch der Kolladen, die zum Weihnachtsfest an den Türen heruntergelassen wurden. Er blickte durch das Fenster auf die Straße. Ein reges Gewimmel von Menschen war zu sehen. Manche liefen mit grauen Abendhimmeln, Autos und Wagen röhren eilig irgendwohin. Und von den Türmen des Domes erklangen die Glocken. Die Zimmeruhr diktierte sich, und herein trat die Birn Wiesingers. Sie brachte einen Teller mit dem Abendbrot und einen Teller mit allerlei Zuckerwerk und einem Stücken. Dann sagte sie, daß sie jetzt zu ihrer Schwester gehe und Herr Wiesinger möchte auch schauen, daß er wo Weihnachten feiern könne.

Baldun Wiesinger aber zog seinen Mantel an, griff nach dem Hut und stieg vier Treppen hinunter auf die Straße. Schon hatte das Leben nachgelassen; nur Gestalten, die es ganz eilig hatten, strebten um die Ecken. Der Schnee blieb liegen und bildete eine weiße Decke. Waldun Wiesinger spazierte durch den Stadtpark. Der war wie ein Wald so still und einsam. Da und dort leuchtete eine Laterne, an deren Lichtschein die Schneeflocken in fröhlichem Reigen vorbeizogen. Den Stadtpark verlassen, ging Herr Wiesinger am Fluß dahin. Da stand die Villa des Direktors. Hell erleuchtet waren vier Zimmer, und man sah den großen Weihnachtsbaum an einem Fenster stehen mit brennenden Kerzen. Es mochte schon warm und mäßig da oben sein. In einer Seitengasse wohnte die ehemalige Braut Wiesingers. Vorsehritt Wiesinger an dem Hause vorbei. Die Zimmer waren erleuchtet, ein Fenster stand offen. Ein Anabe blickte sich heraus und rief in die Winternacht: „Weihnachtsmann, komme doch bald!“ Eine Frauen-erkalt wurde sichtbar, die den Anaben lachend wegholte und das Fenster schloß. Und so sah Herr Wiesinger auf seinem Weihnachtsgange durch die Stadt da und dort in den Wohnungen von Freunden, Kollegen und Bekannten die hellen Weihnachtskerzen brennen. Und er freute sich darüber und hatte so gar keine Sehnsucht, da mitzumachen, denn er kannte das Gefühl der Nichtzugehörigkeit, das ihn immer beschlich hatte, wenn er so ein Weihnachtsfest mitmachte.

Der Bahnhof lag vor ihm. Nur wenige Reisende, Männer und Frauen, die aus einem eben angekommenen Zuge gestiegen waren, hasteten an Wiesinger vorbei. Ein reiziger Weihnachtsbaum stand an dem Kasten, aus dem sich Waldun Wiesinger eine Bahnsteigkarte holte. Der Beamte, der sie ihm durchschickte, hatte ein Stück Kuchen im Munde und laut fröhlich drauflos. Im Wartesaal war es warm und es roch nach Weihnachtsbäumen, da auf jedem Tisch ein kleiner Baum. An einem Tisch sah ein älterer Herr bei einer Flasche Wein. „Ja, das ist Waldun Wiesinger, ein Genosse ohne Weihnachten! Er zog seinen Hut, sagte freundlich: „Guten Abend!“, und setzte sich zu dem alten Herrn. Der hatte ein blasses und totes Gesicht und war wohlbeleibt.

„Ach Junggefelle und ohne Weihnachtsfreude?“ fragte Herr Wiesinger, und bestellte sich beim Kellner, der fortwährend nervös auf die riesige Bahnhofskasse guckte, eine Flasche Wein.

„Wo?“ sagte der Herr. „Habe den Anschluß nach Berlin verpasst. Freitag, vierzig Menschen warten auf mich. Und nun stehe ich da.“ Er blickte in der Telefonzelle. Der alte Herr stand auf. „Mein Gespräch nach Berlin!“ rief er und eilte

fort. Er ließ die Tür der Zelle offen stehen und Waldun hörte, ohne es zu wollen, das Gespräch.

„Mami? Ja! Zug verpasst! Kann erst um zwei Uhr früh kommen. Ka ja! So! So! Paul da und Ernst? Walter auch? Alle mit Frauen und Kinder? Großartig! Was? Vier Gänse? Halterden kauft? Zwei Weinsflaschen zer schlagen? Bestellung? Wie, was? Silba? Kann! Da möchte ich doch... Ach, der junge Assessor? Tante Frieda ist auch da! Ka, ich bin ja bald dort! Ihr bleibt solange wach? Ka meinetwegen! — Aber ich will auch was von den Gänsen sehen! Schlaf!“

Und der alte Herr kam zurück, setzte sich sinnend mit einem Lächeln um den Mund an den Tisch.

„Ja, man hat so seine Freunde!“ sagte er. „Zwei Töchter und einen Sohn verheiratet, macht allein mit den Kindern zusammen — lassen Sie mich rechnen — fünfzehn Personen; die jüngste Tochter will sich heute verloben. Habe keine Ahnung! Ein Entschieden kauft. Weinsflaschen haben sie kaputt geschmissen. Es fehlte eben der Großpapa! Aber wartet. Er kommt!“

Der alte Herr faltete die Hände über dem Büchlein und blickte durch die Rauer in die Ferne.

„Und haben Sie keine Familie?“ fragte der alte Herr sein Gegenüber. „Niemand!“ antwortete Waldun Wiesinger. —

Nachts gegen ein Uhr kam Waldun Wiesinger nach Hause. Mit zwei Flaschen Wein und einem zähen Gänsebraten im Magen. Und er setzte sich an seinen Schreibtisch und rechnete auf einem Stück Papier aus, daß er in zwanzig, zweiundzwanzig Jahren auch Großvater sein könnte. Er würde dann fünfundsiebzig Jahre alt sein, wie der Herr im Wartesaal. Und im Bett sagte er den Entschluß, sich gleich am nächsten Tage eine Frau zu suchen. Am nächsten Morgen hatte er aber seinen Vorsatz schon wieder vergessen. — Und wer am Heiligabend einsame Männer durch die Straßen schlendern sieht, kann sie bemitleiden. Es sind lauter Waldun Wiesingers, die da denken, mit einigen Flaschen Wein und einem guten Essen sei die Sache abgemacht. Was ein Trugschluß ist, besonders am Heiligabend.

Ich wünsche mir ein Pfefferkuchenhaus...

Eine Weihnachtserzählung von Emma Böttcher.

Der Fabrikbesitzer Ernst Leusch verließ um sieben Uhr seine Geschäftsräume und begab sich in seine Privatwohnung. Ein Diener öffnete ihm, nahm ihm den Pelz ab und schob die Tür zurück, die von der Diele in das Arbeitszimmer des Hausherrn führte. Nachdem er die Tür wieder geschlossen, entriegelte er sich eilig, um für seinen Herrn den Kaffee zu holen.

Wenngleich Herr Leusch seine eigentlichen Arbeitsräume schon verlassen hatte, war doch seine Tagesarbeit noch nicht beendet. Er zog Postfächer aus der Brusttasche und legte sie auf seinen Schreibtisch. Dann rief er sich gewohnheitsgemäß die Hände und ließ sich in einen Ledersessel nieder neben dem Tischchen, auf dem Tasse und Gebäck schon seiner warteten. In seinem Kopfe war nur Gedächtnis, waren nur Zahlen. Er war von Hause aus ein schlauer Mann. Reiz, Geschicklichkeit und Stand hatten den Schlossermeister schnell in die Höhe gebracht. Er hatte sich einen guten Namen und eine geachtete Stellung zu schaffen gewußt. Der gediegene Wohlstand um ihn her war ihm bald zur Gewohnheit geworden; mit dem geschulten Personal waren die vornehmen Geistesgaben von selbst gekommen.

Nachdem er seinen Kaffee getrunken hatte, setzte er sich an den Schreibtisch, um die mitgebrachten Postfächer durchzusehen. Er öffnete einen Brief nach dem anderen. Als er dem offenen Umschlag einer Drucksache seinen Inhalt entnahm, hielt er plötzlich eine Karte in der Hand, die gar nicht in das nähere Arbeitszimmer und vor die ersten Augen des Fabrikanten paßte. Er las: „An den lieben Weihnachtsmann! Ich wünsche mir ein Pfefferkuchenhaus und einen Elefanten und einen Schlitzen und eine Eisenbahn und eine lebendige Katze. Gehe auch richtig. Wir wohnen um die Ecke Kurden.“

Ernst Leusch betrachtete die Karte nachdenklich. Offenbar hatte das Kind sie in den Briefkasten geworfen, und sie war in den offenen Umschlag hineingekommen. Es waren allerlei Schreibungen. Es lag aus, als habe ein jüngerer Anabe den schulpflichtigen Geschwister die Buchstaben nachgemacht.

Herr Leusch wollte weiterarbeiten. Aber seine Gedanken schweiften immer wieder ab. Ich wünsche mir ein Pfefferkuchenhaus...

Und schließlich stand er vom Schreibtisch auf und setzte sich wieder in den Ledersessel. Welche den Kopf zurück und schloß die Augen. Und es kamen Erinnerungen. Sie führten ihn in die Zeit zurück, in der er noch nicht ernst und einsam und reich gewesen war, sondern arm und alldulch. So alldulch.

Er hatte ein Weib gehabt und hatte es geliebt. So sehr geliebt. Dann hatte das Unheil ihn getroffen. Als er eines Abends aus seinem Geschäft nach Hause gekommen war, hatte er vor sich einen Mann und eine Frau gesehen. Die Frau war Marie gewesen, seine eigene Frau. Der Mann hatte er auch gekannt. Der hatte Marie schon immer gern gemocht. Die Haltung der beiden schien vertraulich, und Ernst Leusch war sofort von der Intimität der Gattin überzeugt. Sein Schmerz war unbeschreiblich. Ebenso groß seine Gärre. Er glaubte nicht an ihre Unschuldsbeteuerungen. Er wollte sie nicht mehr sehen und verließ an demselben Abend noch die gemeinsame Wohnung. Er nahm seinen Brief von ihr an; er fühlte sich zu schwer getroffen.

Er hatte einen Anwalt beauftragt, die Ehecheidung durchzuführen, in die Maria schließlich willigte, weil sie sich das Verhalten ihres Mannes nicht anders zu denken gewußt, als daß er ihrer überdrüssig sei. Bevor noch das Gericht die Trennung ausgesprochen hatte, war das Kind geboren. Ernst Leusch hatte es nie gesehen.

Er ging wieder an seinen Schreibtisch und schob die Briefe auseinander. Suchte das Zigarettenangebot, in dem er die Karte des Kindes gefunden hatte. Schleuderte es in den Papierkorb. Damit hielt er diese Sache für erledigt. Es gelang ihm auch, seine Aufmerksamkeit wieder seinen Geschäften zuzuwenden.

Für den Abend hatte er eine Verabredung mit zwei durchreisenden Herren in einem Weinhaus. Er ließ die Karte sehr sorgfältig um. Bevor er fortging, holte er von seinem Schreibtisch noch einige Zeichnungen.

Er hatte sich für eine Erfindung ein Patent erteilen lassen und dachte nun, die beiden Herren für seine Kunst zu gewinnen. Nachdem er ihnen seine Pläne eingehend dargestellt hatte, griff er in die Brusttasche und zog die Zeichnungen heraus. Breitete sie auf dem Tische aus.

Und mit einem Male obenbraun eine Karte mit unbedeutender kindlicher Schrift. „Ich wünsche mir ein Pfefferkuchenhaus und einen Elefanten.“ Die Herren kamen heraus aus dem Geschäft. Der eine lachte fröhlich auf. „Hat wohl Ihr Junge geschrieben, Herr Leusch?“

Ernst Leusch verneinte. Er griff nach der Karte und schob sie wieder in seine Tasche. Aber nicht in dieselbe, in die er Briefe zu stecken pflegte, sondern in eine andere. Er hatte schon geglaubt, sie mit der Drucksache in den Papierkorb werfen zu haben. Jetzt würde er sie sicherer vernichten, damit sie ihm nicht noch einmal vor die Augen kam.

Sie hörte wirklich. Die beiden Herren gingen an, von ihrer Frau und den Kindern zu reden. Der Geschäftsabschluss schob sich hinaus.

Widmütig lehrte der Fabrikant heim. Aber als er am anderen Morgen die Augen öffnete, hatten ihn wieder die Zahlen gefangen genommen. Mit keinem Gedanken dachte er mehr an die Karte.

Neben seinem Geschäftsgrundstück lag das einer Konkurrenzfirma. Er hätte es gern schon lange gehabt, um sein Geschäft erweitern zu können. Und als im vergangenen Jahre der Besitzer durch Krankheit veranlaßt worden war, für immer nach dem Süden zu gehen, hatte er den Zeitpunkt für gekommen erachtet, um mit einem Angebot hervorzutreten. Man hatte nicht ja und nicht nein gesagt, und allmählich hatte Ernst Leusch begriffen, daß der Kaufpreis seine Verison sein sollte. Er sollte der Gatte der einzigen Tochter werden, damit der Besitz der Familie verbleibe.

Da hatte er es aufgegeben. Aber nun galt es, die eigene Erfindung zu verwerten, sollte ihm doch Raum. Und er blickte wieder nach dem Nachbargrundstück. Schließlich betrachtete man die Karte dort als ein Geschäft. Warum sollte sie hier kein sein? Sein Herz hielt er für tot, nur der Verstand beherrschte ihn noch.

Er folgte einer Einladung der Dame zum Tee. Die Unterhaltung war höflich und gewandt. Kühl abwägend betrachtete er die anderen. Hinter jedem stand der Besitz.

Die Dame wandte sich zu ihm: „Geben Sie mir eine Zigarette, Herr Leusch.“

Dienstfertig griff er in die Tasche. Zog mit den Zigaretten eine Karte hervor. Die Dame sah sein verträgliches Gesicht und griff nach der Karte. „Ich wünsche mir ein Pfefferkuchenhaus und einen Elefanten.“

Sie lachte hell auf. „Karte Beziehungen, Herr Leusch?“

Er wurde rot vor Ärger. Er hatte keine jarten Beziehungen. Er erklärte ihr das Vorhandensein der Karte. Und sie nicht und sprach: „Ich kann mich auch für Kinder nicht begeistern. Soll ich die Karte zerreißen?“ Da nahm er ihr, wie in plötzlichem Schreck, die Karte aus der Hand und steckte sie wieder in seine Tasche.

Auf dem Rückhausewege sagte er sich, daß er diese Frau nie heiraten konnte, und wenn ihr die ganze Welt gehörte. Eine Frau, die sich für Kinder nicht begeistern kann!

Die Einladung der Dame zum Weihnachtsfest lehnte er aber ab.

Er war ja sein eigener Herr und konnte machen, was er wollte. In der Frühe des Heiligen Abends ging er zum Bahnhof und löste eine Karte nach dem Orte, in dem Maria wohnte. Es ging ja niemandem etwas an. Die Frau wollte er nicht sehen; er vermutete sie an der Seite eines anderen. Aber für das Kind hatte er doch immer zahlen lassen — da war er doch berechtigt, einmal hinzusehen. Vielleicht nur aus der Ferne.

Auf dem ersten Gang durch das Städtchen, das einmal sein Wohnort gewesen war, trat er den Mann, den er für den Verstorbenen seiner Ehe gehalten hatte. Doch an seinem Arm ging eine andere Frau. Da dachte Ernst Leusch, daß dieser Mann eine andere Frau habe. Oder — es überließ ihm heiß — halten Maria verlassen habe. Oder — es überließ ihm heiß — halten Maria Unschuldsbeteuerungen trotz des gegenseitigen Schwurs auf Wahrheit beruht?

Als in der Dämmerstunde die Glocken läuteten und hinter den Fenstern die Lichter der Weihnachtsbäume aufblinzelten, fingelte ein Mann an der beschriebenen Wohnung der Frau Maria Leusch. Sie öffnete. Hinter ihr stand ihr fünfjähriger Anabe.

Der Mann trug ein Paket und einen Korb. „Ich soll diese Sachen hier abgeben“, sagte er und trat in den Korridor. Trotzdem Frau Leusch behauptete, das müßte ein Irrtum sein, packte er aus. Hinter der Gardine der Stordörner stand Ernst Leusch und sah seinen Anaben nach dem Elefanten greifen und ihn jubelnd hoch in die Luft schwingen.

Als der Geschäftsmann ging, trat der Fabrikant ein.

„Sie haben in dem einfachen Zimmer, in dem das Gebäude gemeinsam gewohnt hatte. Der Bild des Mannes ruhte auf der Frau. Ihr Auge sprang nach seinem Besuche. Maria und wurde voll handig vor ihm, heiß und rein.“

Und wie er sie so anblickte, wurde er sich seiner Verblendung voll bewußt. „Maria“, sprach er, „wenn du mir heute noch einmal sagen würdest, daß du unschuldig gewesen bist, dem würde ich es dir glauben.“

Die Herzen der Karten haben sich an diesem Weihnachtsabend wiedergefunden zu neuem Glück. Selig war ihr Sohn. Inmitten seiner einfachen Weihnachtsgaben stand ein großes Pfefferkuchenhaus. Und er hatte noch den Elefanten und einen Schlitzen und eine Eisenbahn bekommen. Eine lebendige Katze war so schnell nicht aufzutreiben gewesen.

Papa macht den Weihnachtsmann.



Der große Roman.